

Vorurteile und Fremdenfeindlichkeit

Klaus Ahlheim • Bardo Heger

Handreichungen für die politische Bildung

Für Schule, Jugend- und Erwachsenenbildung

Mit diesem Buch können Sie in fünf komplexen Lerneinheiten, die einer aufeinander aufbauenden Lehr- und Lernlogik folgen, grundlegende und aktuelle Aspekte fremdenfeindlicher Vorurteile erarbeiten. Die Nutzer oder Kursteilnehmer erkennen die dem Vorurteil zugrundeliegenden Strukturen. Dieses Kursbuch basiert auf jahrelanger Praxis und wissenschaftlicher Erfahrung der Autoren.

Sie finden

methodische Hinweise
didaktische Anregungen
Kursmaterial
Kopiervorlagen
Fachtexte
Beispiele
Quellen

Zur Nutzung

Kurse in der Jugend-
und Erwachsenenbildung
Vorbereitungshilfe
Lesebuch
Unterricht

Die fünf Lerneinheiten

Die Natur des Vorurteils
Ein Vorurteil kommt selten (von) allein
Vorurteile und (Medien-)Öffentlichkeit
Vorurteile und Fremdenfeindlichkeit in der Mitte der Gesellschaft
Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus ganz rechtsaußen



Klaus Ahlheim • Bardo Heger
Vorurteile und Fremdenfeindlichkeit
Handreichungen für die politische Bildung
ISBN 3-87920-035-1
324 Seiten, DM 34,-



... ein Begriff für politische Bildung

Mary Bucholtz und Kira Hall

»Frauensprache« im Wandel feministischer Theorien¹

In den letzten Jahren ist in der Linguistik und den angrenzenden Fächern eine Reihe vielversprechender neuer Ansätze für die Analyse von Sprache und Gender entwickelt worden. Diesen Ansätzen ist das Interesse an der Komplexität konkreter Interaktionen gemeinsam und entsprechend die Bevorzugung ethnographischer und konversationsanalytischer Methoden gegenüber den traditionellen Methoden linguistischer Forschung wie dem Rekurs auf die Intuition der MuttersprachlerIn² oder genau kontrollierten experimentellen Anordnungen. Die Einsicht in die Bedeutung des Kontextes bei der Analyse sozialer Interaktionen hat neue Wege eröffnet, Gender als einen den Sprachgebrauch beeinflussenden Faktor zu begreifen.

Beim Nachdenken über unsere Position innerhalb der gegenwärtigen Forschung erwies es sich als hilfreich, zum grundlegenden Text für das Forschungsgebiet zurückzukehren, nämlich zu Robin Lakoffs »Language and Women's Place« (1975).³ Keine andere Untersuchung zur Frauensprache ist so einflussreich gewesen und so kontrovers diskutiert worden wie dieses Werk. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung stieß »Language and Women's Place« zwar auf breite Kritik, setzte aber auch weitreichende Forschungen zu Sprache und Gender in Gang, deren Auswirkungen noch heute spürbar sind. Angesichts dieses offensichtlichen Widerspruchs und des andauernden Einflusses, den das Buch ausübt, liegt die Notwendigkeit einer Neubewertung auf der Hand. Mit diesem Beitrag möchten wir uns den Text für den gegenwärtigen Gebrauch neu aneignen, indem wir ihn aus einer anderen Perspektive betrachten als frühere KritikerInnen, nämlich innerhalb seines eigenen fachlichen Kontextes und unter Berücksichtigung seiner Rezeption durch nicht-akademische LeserInnen.

Text und Kontext

Der historische Kontext von »Language and Women's Place« ist bereits zur Zeit seiner Erstveröffentlichung häufig missverstanden worden, und seine Methoden und Ziele sind daher auf eine Weise kritisiert worden, die den theoretischen Rahmen des Textes unberücksichtigt lässt. Das Werk entstand in dem geistigen Klima, aus dem die Generative Semantik⁴ hervorging, das Paradigma, das die GTG, die Generative Transformationsgrammatik (also Chomskys autonomes Sprachmodell) zugunsten einer kontextbezogeneren Analyse in Frage stellte (Lakoff 1989). Der Kampf für die Generative Semantik festigte die Stellung der Pragmatik⁵ als einem Teilgebiet der Linguistik und schuf die Grundlagen für andere kontextbezogene Ansätze. Von dieser Mini-Revolution sagt man, sie sei angeführt worden von den vier apokalyptischen Reitern – George Lakoff, James McCawley, Paul Postal und John Robert Ross –, aber der einsamen Reiterin wurde nur wenig Aufmerksamkeit zuteil, obwohl es Robin Lakoff (zusätzlich zu ihren anderen Beiträgen) gelungen war, auf kurzen 83 Seiten die feministische Analyse in die Linguistik hineinzutragen

und ein spannendes Forschungsprogramm in Gang zu setzen, das Linguistik, Anthropologie, Soziologie, Psychologie und andere Fächer umfasst.

Dass die in »Language and Women's Place« vertretene Position der Generativen Semantik entspricht, wurde in Forschungsberichten zu diesem theoretischen Ansatz ebenso übersehen wie von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus dem Bereich Sprache und Gender. Lakoff entwickelt ihre Vision einer feministischen Linguistik eben nicht von der neuen Teildisziplin der Soziolinguistik her, deren empirische Methoden gerade angefangen hatten, in die Linguistik einzudringen, sondern ging vom Kern des Faches, vom theoretischen Mainstream aus. Insofern entsprachen Lakoffs Methoden voll und ganz der Übereinkunft ihres Faches zur damaligen Zeit: Introspektion und die Intuition der MuttersprachlerIn waren (und sind) die wichtigsten Methoden der linguistischen Untersuchung, deren Stellenwert innerhalb der Mainstream-Linguistik bis heute nicht von empirischen Methoden eingeholt worden ist.

Es ist deshalb bezeichnend, dass die meisten KritikerInnen von Lakoff nicht aus ihrem Fach kamen; die frühen Kritiken stammten mehrheitlich von empirisch orientierten SozialwissenschaftlerInnen (Anthropologie, Psychologie, Soziologie, Kommunikationswissenschaften). Die Dimensionen des Widerstands veranschaulichen einige Bemerkungen der Literaturkritikerin Elaine Showalter (1975). Die Autorin fordert feministische Wissenschaftlerinnen auf, die Rolle der Frauensprache in der Literatur zu berücksichtigen, bestreitet jedoch, dass »Language and Women's Place« einen Beitrag zu diesem Vorhaben leisten könne; sie setzt den Text als »beschämend undiszipliniert« (450) herab. In ihrem Streben nach einer literarischen »Frauensprache« vereinnahmt sie ironischerweise Arbeiten von Erica Jong und anderer Autorinnen, die ähnlich verständnislos rezipiert wurden: »Wenn wir die neue Dichtung betrachten, die zum Teil wütend und holperig ist, müssen wir zunächst das eingegangene Risiko honorieren und es zweitens verstehen.« (452) Dennoch dehnt Showalter ihren geistigen Großmut nicht über die Literatur hinaus aus, und sie unternimmt keine Anstrengung, um die Wut – und die Nützlichkeit – von Lakoffs feministischem Projekt zu verstehen.

In theoretischer Hinsicht ist Lakoff kritisiert worden für ihre starke Befürwortung des »Dominanz«-Ansatzes, der geschlechtsabhängige Differenzen im Sprachgebrauch als das Resultat von Machtunterschieden zwischen Frauen und Männern ansieht. KritikerInnen haben Lakoffs angeblichen Pessimismus beklagt und ihre Annahme, dass Frauen möglicherweise wie Männer sprechen müssten, um deren Respekt zu erlangen. Bonnie McElhinny (1995) beschreibt jedoch eine solche Situation für Polizeibeamtinnen, für die die Übernahme eines »männlichen« Sprachverhaltens einfach eine Überlebensstrategie darstellt. Lakoffs Gegnerinnen, z.B. Kramer, Thorne, Henley (1978), machen sich dagegen häufig einen Kultur-Feminismus zu eigen, der »weibliches« Sprachverhalten positiv bewertet und damit eine Notwendigkeit in eine Tugend verwandelt. Allerdings ist zu bezweifeln, dass die Kulturfeministinnen die »Frauensprache« auch dort gefeiert hätten, wo sie heute die Anbieterinnen von Telefon-Sex aus ökonomischen Gründen einsetzen (vgl. Hall 1995). Zu der Zeit, als sie das Buch schrieb, hatte Lakoff selber wenig Anlass, weibliche Autonomie und Stärke geltend zu machen: 1975 gab es in ihrem Fachgebiet praktisch keine Frauen. Inzwischen hat sie selbst aufgezeigt, dass

Machtverhältnisse nicht statisch, sondern dynamisch sind und sich in den dialektischen Auseinandersetzungen zwischen Frauen und denjenigen, die über den hegemonialen Diskurs herrschen, offenbaren (Lakoff 1995).

Genau dieses Insistieren auf unerfreulichen Tatsachen ist es, was Lakoffs Texte unverhüllt politisch macht. Sie schreibt aus einer feministischen Grundhaltung heraus und benennt Sexismus als ihr primäres Angriffsziel. Als erste, die in der Diskussion um Frauensprache das Schreckgespenst männlicher Macht aufstörte, zog sie sich die maßlose Kritik ihrer männlichen Kollegen zu. Angesichts dieses hohen persönlichen Risikos ist es besonders bemerkenswert, dass gerade die Bereitschaft, Antworten zu suchen und Empfehlungen auszusprechen, ihr Buch von den meisten späteren wissenschaftlichen Veröffentlichungen über Sprache und Gender unterscheidet. Es ist das Bemühen, von der Wissenschaft zum politischen Kampf zu gelangen, das dem Text wie auch dem Forschungsgebiet Sprache und Gender seine fortdauernde Relevanz verleiht, innerhalb und außerhalb der Universitäten.

»Language and Lakoff's Place« im populären Imaginären

Sprachideologie und Sprachpraxis werden von vielen WissenschaftlerInnen weiterhin verwechselt. Das Wuchern von psychologischen und soziolinguistischen Untersuchungen zur Überprüfung der empirischen Validität von Lakoffs »Frauensprache« ist ein sprechendes Beispiel dafür. Lakoff betont deutlich, dass sie sich nicht für die Quantität interessiert, in der sprachliche Variablen realisiert werden, sondern für die kulturellen Erwartungen, die ihren Gebrauch beeinflussen. Dass Lakoffs Annahmen eine reale Grundlage haben, ist daran zu erkennen, dass so viele LeserInnen amerikanischer Populärpsychologie ihren Text dem Selbsthilfe-Genre zuordnen. Auch wenn die sprachliche Realität, die Lakoff beschreibt, sich auf kulturelle Ideologien bezieht, handelt es sich trotzdem um Realität, und zwar auch deshalb, weil sie weiterhin von verschiedenen Sprecherinnengruppen als eine valide Darstellung ihrer eigenen Gesprächserfahrungen akzeptiert wird. Ebenso belegt die Popularität von Deborah Tannens »Du kannst mich einfach nicht verstehen« (1991) das Fortbestehen der Ideologie von der vergeschlechtlichten Sprache, denn die Autorin bezieht viele der von Lakoff 15 Jahre früher genannten Merkmale in ihre eigene Auseinandersetzung mit den Redestrategien von Frauen ein. Obwohl Lakoffs und Tannens theoretische Erklärungen nicht übereinstimmen, da Lakoff die Geschlechtsunterschiede in hierarchischen Machtstrukturen verortet und Tannen in einer unterschiedlichen sprachlichen Sozialisation, sind ihre Ergebnisse gleichermaßen von höchst unterschiedlichen Gruppen vereinnahmt worden. Abgesehen von den vielen LeserInnen kommunikationsorientierter Selbsthilfebücher gibt es Gruppen, deren Interesse die Autorinnen kaum voraussehen konnten: Afroamerikanische JournalistInnen in New York, die einen Workshop über Kommunikation veranstalten, transsexuelle KommunikationsexpertInnen, die für die kalifornischen Trans-Gender-Zeitschriften »Crosstalk« und »Transsexual News Telegraph« schreiben, katholische Veranstalter von Eheberatungs-Wochenenden in Alabama und Frauen in San Francisco und New York, die Telefon-Sex anbieten. Postmodern ausgedrückt, scheint Lakoff also die hegemonialen

Vorstellungen von einem geschlechtsangemessenen Sprachgebrauch sehr genau benannt zu haben. Die kulturellen Erwartungen, die Lakoff mittels Intuition und Beobachtung aufspürte, spiegeln den ideologisch dominanten Sozialisationsprozess euroamerikanischer Frauen der Mittelschicht wider, dessen Einfluss weit über diese Subgruppe hinausreicht.

Das populäre Selbsthilfebuch von Glass (1993), das sich primär an heterosexuelle Paare mit Kommunikationsproblemen richtet, belegt die Existenz dieser hegemonialen Erwartungen. Glass, eine in Beverly Hills, Los Angeles, praktizierende Sprachtherapeutin, treibt die Ideologie eines vergeschlechtlichten Sprachgebrauchs bis ins Extrem, wenn sie exakt 105 Kommunikationsmerkmale auflistet, in denen sich Frauen von Männern unterscheiden, darunter Merkmale der Rede, der Stimme, des Gesichtsausdrucks und der Körpersprache. Auch wenn es empirisch ausgerichtete Wissenschaftlerinnen angesichts solcher Listen schaudert, erscheinen die Behauptungen von Glass den KonsumentInnen der amerikanischen Mainstream-Kultur offenbar sinnvoll – wenn denn die Verkaufszahlen eines Buches ein Indikator für seine kulturelle Sinnhaftigkeit sind. Dass die durchschnittliche Euro-AmerikanerIn die Existenz solcher Unterschiede für selbstverständlich hält, legt die weite Verbreitung eines dichotomen Modells von »Frauensprache« und »Männersprache« nahe.

Ironischerweise ist Glass' Anliegen, sich mit vergeschlechtlichter Sprache auseinanderzusetzen, auf ihre Arbeit mit einer Mann-zu-Frau-Transsexuellen Mitte der siebziger Jahre zurückzuführen, deren Stimmeigenschaften und Sprachverhalten sie analysieren sollte. Mit Hilfe von Lakoffs »Language and Women's Place«, dem einzigen damals verfügbaren Buch zum Thema, war Glass in der Lage, ihrer neuen Klientin beizubringen, »how to sound and act like a woman« (Glass 1993, 17). Später wurde Glass gebeten, Dustin Hoffman für den Film »Tootsie« beizubringen, wie eine Frau zu sprechen. Ebenso weist Glass voller Stolz auf ihren Erfolg mit Schauspielern wie Conrad Bain hin, dem sie beibrachte, nicht nur wie eine Frau, sondern wie eine holländische Frau zu sprechen, sowie mit dessen Kollegin Dana Plato, die sie Verhalten und Sprechweise eines holländischen Jungen lehrte.

Trotz all der dichotomen Wesensmerkmale in Glass' Liste – das verdeckte Ziel ihres Buches ist ein postmodernes. Sie setzt voraus, dass der vergeschlechtlichte Sprachgebrauch unabhängig von der SprecherIn besteht, wenn sie demonstriert, wie dieser um der kommunikativen Wirkung willen manipuliert werden kann. Ihr Buch gehört eindeutig zu dem populären Genre, das Deborah Cameron (1995) als »Verbal Hygiene« bezeichnet, ein Diskurs, der aus pragmatischen, ästhetischen oder sogar moralischen Gründen bestimmte Sprachpraxen propagiert und andere herabsetzt. Wenn jedoch »verbal hygienists« wie Glass die LeserInnen ermutigen, ihre kommunikativen Fähigkeiten durch die Übernahme anderer Redeweisen zu erweitern, dann stellen sie sich ironischerweise in eine Linie mit postmodernen Überlegungen zur diskursiven Konstruktion der Geschlechtsidentität und der verwandten Annahme, SprecherInnen könnten unterschiedliche Subjektpositionen einnehmen. Glass' reduktionistische Annahme, SprecherInnen könnten sich »Frauensprache« oder »Männersprache« aneignen, um besser kommunizieren zu können (oder glücklichere heterosexuelle Beziehungen zu führen), legt nahe, dass

der Sprachgebrauch sich nicht aus dem Geschlecht der SprecherIn herleitet, sondern im Feld ideologischer Diskurse konstruiert wird.

LinguistInnen sollten volkslinguistische Debatten dieser Art ernster als bisher nehmen, denn sie legen die dominanten kulturellen Erwartungen über geschlechtsangemessenes Verhalten offen. Umgekehrt bilden diese Erwartungen die Grundlage für die tatsächliche Redepraxis der SprecherInnen. Wenn sie Machtpositionen etablieren wollen, beziehen sich SprecherInnen aller gesellschaftlichen Subgruppen nicht nur auf ihre gruppenspezifischen Sprachideologien und -praxen, sondern auch auf die dominanten Ideologien.⁶ Die LinguistIn muss sich diese unterschiedlichen Ideologien bewusst machen, bevor sie sich auf die Untersuchung diskursiv etablierter Identität einlässt. Jede Untersuchung von Gender und Macht muss zuerst die äußeren Sprachkonventionen isolieren, die die untersuchte Gruppe beeinflussen, und dann die gruppenspezifischen Konventionen ermitteln, die Vorrang haben (oder auch nicht) vor den Konventionen des dominanten Symbolsystems.

Aus dem Englischen von Karsta Frank

Anmerkungen

- 1 Der Beitrag ist eine gekürzte Fassung der »Introduction« des Sammelbandes »Gender articulated: language and the socially constructed self«, hg. von Kira Hall und Mary Bucholtz, New York 1995. Alle Anmerkungen von der Übersetzerin.
- 2 Noam Chomskys »Generative Transformationsgrammatik« (GTG), die bis in die achtziger Jahre den linguistischen Mainstream repräsentierte, bestimmte als Gegenstand der Linguistik die »Kompetenz« bzw. »Intuition« des (gebildeten) Native Speaker's, d.h. das ihm unbewusste System grammatischer Regeln, das es ihm erlaubt, eine unendliche Anzahl von Sätzen zu erzeugen bzw. die Korrektheit von Sätzen (und damit auch von Grammatiken) »intuitiv« richtig zu beurteilen. Konkret heißt dies, dass die LinguistIn methodisch auch introspektiv auf ihre eigene Kompetenz bzw. Intuition (Chomsky gebraucht die Begriffe synonym) als MuttersprachlerIn rekurren kann. Der Gegenbegriff zur »Kompetenz bzw. »Intuition« ist »Performanz« (Sprachverwendung).
- 3 Lakoff entwickelte in diesem Text als erste einen *feministischen* Begriff der »Women's Language«, d.h. eine auf (Medien-)Beobachtung und eigener Erfahrung beruhende Beschreibung der besonderen Merkmale weiblicher Sprachverwendung, die sie mit der inferioren Position der Frauen im Patriarchat in Verbindung brachte. Lakoffs Thesen sind in der Bundesrepublik einer breiteren Öffentlichkeit v.a. in ihrer Adaption durch Senta Trömel-Plötz bekannt geworden, insbesondere durch deren Aufsatz »Linguistik und Frauensprache« (Linguistische Berichte 57, 1978, wiederabgedruckt in »Frauensprache: Sprache der Veränderung«, Frankfurt/M 1982). Dieser Artikel hatte für die deutschsprachige Forschung in ähnlicher Weise die Funktion einer Initialzündung wie Lakoffs Text für den angelsächsischen Sprachraum; darüber hinaus mutierten Trömel-Plötzs Thesen über das Sprechen von Frauen in den achtziger Jahren zu kaum hinterfragten feministischen Wahrheiten, die bis heute vielen »Rhetorikkursen« für Frauen zugrundeliegen. Trömel-Plötz übernahm von Lakoff den Begriff der »Frauensprache«, die u.a. durch übertrieben höfliche, euphemistische, indirekte, abschwächende, Unsicherheit signalisierende Formulierungen sowie eine besondere Gefühlsbetontheit gekennzeichnet sei. Nicht rezipiert wurde von Trömel-Plötz der sprachtheoretische Teil von Lakoffs Überlegungen, der m.E. deren emanzipatorischen Gehalt ausmacht, da er eine funktionale Äquivalenz von »weiblicher« und »männlicher« Rede begründet: Orientierung an Regeln der Höflichkeit bei den angeblich von Frauen bevorzugten »persönlichen« Themen bzw. Orientierung an den von Grice beschriebenen Regeln der Konversation (Knappheit,

- Eindeutigkeit, Relevanz etc. bei den angeblich von Männern bevorzugten »sachlichen« Themen (Lakoff 1975, 64ff). Der Haupteinwand gegen Lakoff richtete sich gegen ihre Methoden; entsprechend galten ihre Thesen als widerlegt, als sich in empirischen Untersuchungen herausstellte, dass eben nicht alle Frauen aller gesellschaftlichen Gruppen und Ethnien in allen Kontexten die Merkmale der »Frauensprache« realisieren. Der vorliegende Text zeigt, dass Einwand und Schlussfolgerung gegenstandslos sind, da sie an Lakoffs eigenen Intentionen und Ansprüchen – und damit an dem, was die Aktualität des Textes ausmacht – vorbeigehen.
- 4 Generative Semantik – Auf der GTG (vgl. Anm. 1) aufbauende Grammatiktheorie, die jedoch nicht vom Primat der Syntax ausgeht, sondern semantische Strukturen als direkt erzeugbar ansieht, d.h. Syntax und Semantik werden nicht mehr getrennt, und die Unterscheidung von Performanz und Kompetenz wird in Frage gestellt.
 - 5 Pragmatik – Gegenstand der Pragmatik ist die Performanz, also die Verwendung von Sprache/ Zeichen unter Berücksichtigung der Kontexte, der Sprecherintentionen, der Wirkung von Äußerungen usw.
 - 6 Die Autorinnen beziehen sich hier auf die Feststellung, dass die verschiedenen gesellschaftlichen Subgruppen unterschiedliche Erwartungen an eine geschlechtsangemessene Sprachverwendung haben. Die z.B. von Lakoff beschriebenen Erwartungen sind einerseits die einer spezifischen Subgruppe, nämlich die der weißen, angelsächsischen Mittelschicht, gleichzeitig repräsentieren sie aber auch die dominante Ideologie.

Literaturverzeichnis

- Cameron, Deborah, 1995: Verbal hygiene. London
- Glass, Lillian, 1993: He says, she says. Closing the communication gap between the sexes. New York
- Hall, Kira, 1995: »Lip service on the fantasy lines«. In: Hall, Kira, und Mary Bucholtz (Hg.): Gender articulated: language and the socially constructed self. New York
- Kramer, Cheris, Barrie Thorne und Nancy Henley, 1978: »Perspectives on Language and Communication«. In: Signs 3, 3, 638-51
- Lakoff, Robin, 1975: Language and Woman's Place. New York
- dies., 1989: »The way we were; or, The real actual truth about generative semantics: A memoir«. In: Journal of Pragmatics 13, 939-88
- dies., 1995: »Cries and whispers. The shattering of the silence«. In: Hall, Kira, und Mary Bucholtz (Hg.): Gender articulated: language and the socially constructed self. New York
- McElhinny, Bonnie S., 1995: »Challenging hegemonic masculinities: Female and male police officers handling domestic violence«. In: Hall, Kira, und Mary Bucholtz (Hg.): Gender articulated: language and the socially constructed self. New York
- Showalter, Elaine, 1975: »Literary criticism«. In: Signs 1, 2, 435-60
- Tannen, Deborah, 1991: Du kannst mich einfach nicht verstehen. Hamburg

Encarnación Gutiérrez Rodríguez

Zur Ethnisierung von Geschlecht

Dekonstruktion einer Biografie

»Alle Frauen sind weiß, alle Schwarzen sind Männer...« – diesen Titel gab Barbara Smith (1979) der von ihr mitherausgegebenen Anthologie zum Schwarzen! Feminismus. Damit wollte sie auf die mangelnde Analyse von Rassismus in der feministischen Theorie aufmerksam machen. Wenn von Geschlecht die Rede sei, so Smith, würden zumeist die Erfahrungen weißer, bürgerlicher, heterosexuell lebender Frauen repräsentiert, während beim Thema Rassismus meistens von schwarzen Männern die Rede sei. In dem Sammelband machte das Combahee River Collective mit seinem Aufsatz »A Black Feminist Statement« auf die Komplexität von Herrschaft aufmerksam, die den Alltag Schwarzer Frauen strukturiert. Schwarze Frauen würden demnach nicht zuerst als Frauen, dann als Schwarze und schließlich als Arbeiterinnen unterdrückt, sondern diese Positionen tauchten in ihrem Alltag gleichzeitig auf und seien miteinander verzahnt. In der Simultaneität dieser Verhältnisse konfigurieren sich ihre Subjektivität.

Dies gilt auch für die Betrachtung von Subjektivitätswürfen im Kontext von Ethnisierungs- und Vergeschlechtlichungsprozessen. In dieser Verflechtung werden alle Individuen innerhalb moderner Nationalstaaten konstruiert und konstituiert; Ethnisierung und Rassisierung wirken also auch auf das Selbstverhältnis von Frauen aus der Mehrheitsgesellschaft. Im Zusammenwirken von Ethnizität und Geschlecht formiert sich Subjektivität am Schnittpunkt komplexer Macht- und Herrschaftsachsen. Subjektivität stellt die strukturelle Beschaffenheit des Selbst auf der Grundlage von heterogenen Begehrensregimes, institutionellen Dynamiken und Alltagspraktiken dar. An ihrer Erzeugung sind nicht nur die Anrufungspraktiken des Staates beteiligt (vgl. Althusser 1977), sondern über den Akt der Performativität oder der Individuation auch die Subjekte selbst (vgl. Lacan 1963, Butler 1995, Becker-Schmidt 1995). In der Migration wird die Verflechtung der Distinktionsmerkmale Ethnizität und Geschlecht durch den juristisch und politischen Eingriff des Staates besonders deutlich. Für Menschen in der Migration, im Exil und in der Diaspora bedeutet dies, dass sie sich mit Zuschreibungspraktiken auseinandersetzen müssen, die sie als »Außenstehende« bezeichnen. Im bundesrepublikanischen Kontext bekommt diese Konstruktion eines »Außen« über den Status des »Ausländers« seine Umrisse. Die Trennung zwischen »Inländer« und »Ausländer« wird von einem ethnisierenden Diskurs begleitet. Wie diese Trennung die Selbstwahrnehmung von Frauen in der Bundesrepublik strukturiert, wird mich in den nächsten Abschnitten beschäftigen.

Am Beispiel der Biografie Mines, einer türkischen Staatsbürgerin, die Anfang der achtziger Jahre zum Studium in die Bundesrepublik einreiste, werde ich die Wechselbeziehung zwischen Ethnizität und Geschlecht vorstellen. 1996 führte ich mit Mine ein biografisch-narratives Interview. Eine gesellschaftskritische